

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 82 (2007)
Heft: 7-8

Anhang: Extra : wohnen & Arbeit

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

wohnen extra



Titelfoto: Fotolia

wohnen & arbeit

Wohnen und arbeiten unter einem Dach – ein Traum? **Seite 2** ■ Porträts: Zuhause arbeiten, **Seiten 5–7** ■ Interview mit dem Hausmann Thomas Stüssi, **Seite 8–9** ■ Porträts: Arbeiten, wo andere wohnen, **Seiten 10–11** ■ Porträts: Wohnen als Beruf, **Seiten 12–13** ■ Hausarbeit: Wer macht wie viel? **Seite 14** ■ Mein eigener Chef, **Seite 15** ■ Rätsel, **Seite 16** ■

Die Idee scheint verlockend: Zuhause arbeiten, im vertrauten Umfeld und ohne lange Arbeitswege. Sie hat sich allerdings nicht wirklich durchgesetzt.



Arbeiten allein zuhause?

In den Siebzigerjahren kam plötzlich der Begriff «Telearbeit» auf. Und mit ihm träumten viele schon von versiegenden Pendlerströmen und sprudelnder Lebensqualität. Bis zu fünfzig Prozent der Arbeitsplätze würden künftig in Privatwohnungen verlegt, prophezeite man. Inzwischen sind gut drei Jahrzehnte vergangen und Züge, Trams und Busse sind zu Stosszeiten voller denn je.

Text: Daniel Krucker

«Wohnen und arbeiten unter einem Dach» – häufig werden Immobilien unter diesem Slogan angepriesen. Ein zumietbarer Raum mit Wasseranschluss oder eine Einliegerwohnung: Es braucht offenbar nicht viel, um den Traum zu verkaufen. Es klingt ja auch verlockend. Keine langen Arbeitswege, Kosten für den Verkehr fallen so gut wie weg und wenn sich im privaten Leben etwas tut, ist man live dabei. Eine kleine Umfrage im Bekanntenkreis zeigt, dass sich die meisten vorstellen können, zumindest einen Teil der Erwerbsarbeit in den eigenen vier Wänden zu erledigen. Mehr als ein, allerhöchstens zwei Tage pro Woche ist dieses Modell allerdings für die wenigsten denkbar. Bei längeren Abwesenheiten, so fürchten sie, würden sie den Kontakt zu den Arbeitskolleginnen und -kollegen vermissen. Ausserdem sei Teamarbeit mit minimaler Präsenzzeit wohl eher schlecht als recht möglich.

ARBEITGEBER SIND ZURÜCKHALTEND

Für die Implementierung neuer Arbeitszeit- oder Arbeitsplatzmodelle reichen der Wunsch oder die Bedürfnisse der Arbeitnehmer allein nicht aus. Letztlich muss auch der Arbeitgeber mitspielen. Ruth Strebel vom Zürcher Tamedia-Konzern erklärt, dass Anträge von Mitarbeitenden auf teilzeitliche Heimarbeit bei ihnen im Hause individuell angeschaut und im Einzelfall mit dem Vorgesetzten besprochen werden. Eine generelle Regelung gebe es nicht. Ähnlich tönt es bei der UBS: Mediensprecherin Rebeca Garcia führt vor allem den Datenschutz als grösstes Hindernis an. Grundsätzlich sei aber das Arbeiten zuhause möglich. Bei der Grossbank muss ein solcher Wunsch des Arbeitnehmers mit dem Jobprofil kompatibel sein und auch hier entscheidet letztlich der direkte Vorgesetzte. Zumindest eine informelle Regelung kennt die Gewerkschaft VPOD, wie deren Generalsekretärin Doris Schüepp bestätigt. So könne das so genannt politische Personal,

also Kadermitarbeiter, gewisse Arbeiten – zum Beispiel das Verfassen von Texten – zuhause erledigen. Sie stellt aber fest, dass dies wenig in Anspruch genommen wird.

Ruth Derrer vom Schweizerischen Arbeitgeberverband erfährt in ihrer täglichen Arbeit, dass sich das Modell weniger durchsetzt als erwartet. Einen der grössten Vorbehalte ihrer Mitglieder ortet sie beim Thema Kinderbetreuung. Viele Arbeitgeber vermuten hinter dem Wunsch, gewisse Arbeiten zuhause erledigen zu können, die Absicht, gleichzeitig auch noch die Kinder zu beaufsichtigen, was in der Praxis einfach nicht funktioniert, so Derrer.

TECHNISCH MÖGLICH, SOZIAL SCHWIERIG

Dass das Thema nicht wirklich vom Fleck kommt, bestätigt Hans Geser vom Soziologischen Institut der Universität Zürich. Er verweist auf eine etwa acht Jahre alte Studie der EU. Darin wurde untersucht, wie viele Arbeitnehmer im EU-Raum (damals zehn Länder) teilweise, also mindestens einen Tag, zuhause arbeiten. Ergebnis: Drei Millionen Menschen profitierten von einer solchen Lösung, was einer Quote von etwa zwei Prozent der Arbeitnehmenden entsprach. Hans Geser geht für die Schweiz von ähnlichen Zahlen aus. Fasse man den Begriff Heimarbeit enger und betrachte nur Angestellte, die überwiegend zuhause arbeiten, komme man auf eine Quote, die weit unter einem Prozent liege. Andererseits verweist Hans Geser auf den Umstand, dass heute ein Arbeitsplatz tatsächlich ortsungebunden sein kann und die



Baugenossenschaften sehen es nicht gerne, wenn Wohnungen als Büros dienen. Dafür bieten viele von ihnen spezielle Gewerbe- und Werkstatt-räume an. Im Bild ein Wohnatelier der Familienheim-Genossenschaft Zürich (FGZ) (siehe Porträt Seite 6).

Foto: wohnen

Durchlässigkeit von Arbeitszeit und Freizeit in Zukunft sogar noch zunehmen wird. So wie Privates am Arbeitsplatz erledigt werde, würden Arbeitnehmer umgekehrt zuhause oder unterwegs fürs Geschäft arbeiten, ohne dass dies zu Kompensationen führe. Die Erwartung des Arbeitsgebers, dass Mitarbeiter über die vertraglich vereinbarten Arbeitsstunden hinaus dem Unternehmen zur Verfügung stehen, gilt vor allem für Kadermitarbeiter und hochqualifiziertes Personal. In der Einschätzung des Arbeitsspezialisten bleiben die Hindernisse für flexible Modelle aber auch künftig bestehen. Man denke nur an das «explizite Wissen» einer Firma. Nicht oder nur kurzzeitig anwesenden Mitarbeitern könne dies gar nicht vermittelt werden. Ausserdem dürfe nicht unterschätzt werden, dass für die Arbeitnehmer auch andere Funktionen am Arbeitsplatz sehr wichtig seien. Stichworte sind Tagesstruktur oder soziale Integration. Damit bestätigt der Experte, was auch die informelle private Umfrage ergeben hat.

WOHNEN UND ARBEITEN – AUCH IN BAUGENOSSENSCHAFTEN?

Baugenossenschaften bieten nicht nur selber Arbeitsplätze an, sie vermieten auch Lokale, in denen Handwerk oder Dienstleistung möglich ist. Hauptzweck der meisten Baugenossenschaften bleibt aber, Wohnraum in guter Qualität zu einem günstigen Preis bereitzustellen. Und dieser soll nicht für die Erwerbsarbeit zweckentfremdet werden. Keiner weiss, wie viel in Genossenschaftswohnungen zum Bruttoinlandprodukt beigetragen wird. Aber dass in den Genossenschaften gearbeitet wird, daran besteht kein Zweifel. Das sehen

nicht alle gerne oder möchten dies aus statutarischen Gründen gar nicht erst zulassen. Anita Jeltsch von der Allgemeinen Wohnbaugenossenschaft Zug verweist darauf, dass «im Kanton Zug günstige Mietwohnungen sehr rar» sind und die Genossenschaft deshalb keine Wohnungen für Gewerbe vermietet, auch nicht teilweise.

Ausschliessen lässt sich aber nicht, dass ein Mieter in seiner Wohnung ein hauptberuflich genutztes Büro einrichtet. «Die Dunkelziffer dürfte recht hoch sein», vermutet Georg Baumgartner von der Allgemeinen Baugenossenschaft Zürich (ABZ). Nicht alle Wohnungen lassen sich aber problemlos vermieten. So kennen nicht wenige Genossenschaften die Problematik kleiner Wohnungen aus der Nachkriegszeit. Weil diese den heutigen Bedürfnissen nicht mehr entsprechen, müsse man bei der Vergabe «manchmal auch ein wenig flexibel» sein, meint Ueli Senn von der Allgemeinen Wohnbaugenossenschaft Aarau und Umgebung. Darum habe die Abau beispielsweise in einer Wohnung eine Naturheilpraxis erlaubt. Bei der Fambau in Bern klingt es ähnlich: «Wir sind grundsätzlich eine Baugenossenschaft für Familien», betont Geschäftsführer Walter Straub. Doch schaue man im Einzelfall, was sich machen lasse. Gerade an unattraktiveren Lagen, wo der Verkehr braust, sei man einem Gewerbewunsch eher aufgeschlossen.

Wer in einer Privatwohnung ein Gewerbe betreibt, muss aber unter Umständen dafür eine behördliche Bewilligung einholen. Der SVW-Rechtsdienst ist der Meinung, dass Wohnungen wenn immer möglich nur für Wohnzwecke genutzt werden sollen. Es sei nicht

Aufgabe des genossenschaftlichen Wohnungsbaus, Gewerbetreibenden durch günstige Mietzinse einen Marktvorteil gegenüber der Konkurrenz zu verschaffen. Wenn Genossenschaften das Gewerbe mit tiefen Mietzinsen unterstützen wollten, dann sollten sie es durch die Schaffung von ausgewiesenem Gewerberaum tun.

MISCHUNG ALS PROGRAMM

Solche Räume, in denen eine Dienstleistung angeboten oder ein Handwerk betrieben wird, gibt es in zahlreichen Genossenschaften. So sind Kinderkrippen oder Schulhorte in Genossenschaftssiedlungen keine Seltenheit. Sie entstehen meist dann, wenn die Genossenschaft auf städtischem Land baut und die Einrichtung einer Kinderbetreuungsstätte im Baurechtsvertrag festgehalten ist. Besonders ausgeprägt ist die Mischung von Wohnen und Arbeiten bei der Zürcher Genossenschaft Dreieck. Das ist historisch bedingt: In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden im heutigen Quartier Auszersihl fünfgeschossige Blockrandbauten, deren Besitzer im Erdgeschoss ihre Geschäfte führten. In den Hofgebäuden siedeln sich Handwerker mit ihren Werkstätten ein.

Nach einem gescheiterten Strassenprojekt wurde in die von der Stadt aufgekauften Häuser kaum noch investiert. Es folgten Jahre des fehlenden Unterhalts und Zerfalls. Heute zeigt das Dreieck wieder ein ganz ähnliches Gesicht wie zu seinen Anfangszeiten. Die Genossenschaft vermietet neben den 65 Wohnungen 20 Laden- und Werkstattträume. Präsident Manuel Knuchel erzählt, dass von den Gewerbetreibenden, die selbstverständlich auch Genossenschafter sind, nur ganz wenige im Dreieck wohnen. Die Genossenschaft ist froh um diese Mitglieder, weil sie ganz andere Sichtweisen und Ideen einbringen. Ein Wohnungsmieter habe nun mal nicht dieselbe Optik wie jemand, der tagsüber in einem Gefüge wie dem Dreieck arbeite und abends die Strasse wieder verlasse. Diese Mischung macht wohl die besondere Atmosphäre der Genossenschaft aus. Die Genossenschaft KraftWerk1 ist in mancher Hinsicht mit dem Dreieck zu vergleichen. Auch sie bietet Wohn- und Arbeitsraum in einem urbanen Umfeld an. Die Mischung aus etwa achtzig Prozent Wohnen und zwanzig Prozent Dienstleistungen scheint sich zu bewähren.

WIRKLICH EIN PRIVILEG?

Der Traum vom Wohnen und Arbeiten unter einem Dach wird wohl auch in Zukunft nur wenigen in Erfüllung gehen. Allerdings ist die Frage berechtigt, ob dies tatsächlich ein Privileg ist. Für einen Arbeitnehmer möglicherweise eher nicht. Der Mensch ist ein soziales Wesen und braucht den Kontakt zu anderen Menschen. Vielleicht hat sich auch darum die Idee des Zuhausearbeitens nicht so durchgesetzt, wie man sich dies in den Siebzigerjahren dachte.

wohnenextra

**Diese Seite stand nicht für die
Digitalisierung zur Verfügung**

**Cette page n'a pas été disponible
pour la numérisation**

**Questa pagina non era a
disposizione di digitalizzazione**

**This page was not available for
digitisation**



Das kleine grosse Refugium

Von aussen sieht man praktisch nichts. Der Eingang zur Atelierwohnung von Alice Heri ist hinter der hohen Mauer und dem grün überwachsenen Gartentor fast versteckt. In diesem kleinen Refugium der Familienheim-Genossenschaft Zürich wohnt und wirkt die Therapeutin und Künstlerin seit 13 Jahren.

Text: Daniel Krucker

Foto: wohnen

Die grossgewachsene Frau sucht offensichtlich nicht unbedingt den Standortwechsel, ist sie doch dem Zürcher Friesenbergquartier seit 45 Jahren verbunden. Dies gilt auch für ihr Berufsleben: Seit 30 Jahren arbeitet Alice Heri als Kunsttherapeutin in einer kantonalen Rehabilitationsklinik für psychisch Kranke. Wenn sie vom Beruf erzählt, ist die Freude an ihrer Arbeit spürbar. Dennoch schaut die Künstlerin auch gerne ihrer Pensionierung in einem Jahr entgegen: «Das wird natürlich eine ganz neue Zeit für mich.»

KUNST, WOHIN MAN BLICKT

Etwas unsicher war Alice Heri schon, als sich ihr die Möglichkeit bot, in eine der wenigen Atelierwohnungen umzuziehen. Davor wohnte sie mit ihrer Familie in einem Reihenhauses der Genossenschaft und arbeitete im Estrich des Hauses. Und hier würde sie nun mittendrin wohnen. «Heute bin ich sehr froh darüber, denn ich habe meine Dinge gerne um mich», resümiert sie. An ihrer Wohnung gefällt Alice Heri vor allem, dass sie das Gefühl vom eigenen Häuschen vermittelt. Nicht zuletzt wegen des vielen Stauraums, der bis zum letzten Zentimeter genutzt wird. Sogar ein kleiner Gartensitzplatz gehört dazu, umgeben von einer mächtigen Hecke, die als Sichtschutz dient.

Die bald fünfzigjährigen Ateliers wirken wie Maisonettewohnungen ohne Zwischenboden. Der grosse Raum erstreckt sich über mehrere Meter und schafft damit die besondere Atelieratmosphäre. Eine steile Treppe führt in den grossen Wohn- und Arbeitsbereich, der von Alice Heri auch als solcher genutzt wird. Es herrscht geordnetes Chaos. Viel, viel Material ist in Schachteln, Boxen und Schubladen untergebracht. Dazwischen immer wieder Werke von befreundeten Künstlern und eigene Arbeiten. An der Wand ist ein grossformatiges Bild aufgezogen. Demnächst ist Vernissage und Alice Heri etwas aufgeregt: Sie habe noch nie ein so grosses Bild gemalt und betrete deshalb «echtes Neuland». Das Kleine, Versteckte war bisher stets ihr bestimmendes Thema. Lachend erzählt sie, dass sie «immer alles verpackt». Es gibt Serien mit Kleidern, die sie mit so viel farbigem Zwirn umwickelt hat, dass skurrile kleine Päckchen entstanden sind. In gewisser Weise bereitet sich Alice Heri auf die Therapiestunden mit den Patienten wie eine Lehrerin vor. Das bedeutet für sie auch, laufend mit bekannten und unbekannten Materialien experimentieren. Sie verändert deren Formen und Farben und führt sie neuen Bestimmungen zu. Dafür braucht sie Platz und einen Raum, der es ihr erlaubt, die Dinge

auch einmal liegen zu lassen. All diese Voraussetzungen erfüllt ihr kleines Wohnparadies. «Das ist einfach herrlich, dass ich hier so arbeiten kann», ruft sie freudig aus. Es sei wunderbar, sich sogleich an die Leinwand setzen zu können, wenn ihr der Sinn danach stehe.

IM QUARTIER VERANKERT

Nach so vielen Jahren im Quartier ist sie natürlich mit vielen Leuten bekannt und fest verwurzelt. Alice Heri wird fast etwas ernsthaft: «Das Quartier bedeutet mir wirklich viel. Vor allem gefällt mir, dass dieses ganze Quartier zur Genossenschaft gehört.» Dadurch würden ganz unterschiedliche Leute hier wohnen und sie habe das Gefühl, dass Ausländer hier wirklich akzeptiert würden. Jetzt, wo sie selber älter wird, fällt ihr aber auch auf, dass es immer mehr alte Leute gibt im Friesenberg. Dabei biete die Gegend gerade auch für junge Menschen sehr viel. Die Natur liegt praktisch vor der Haustüre und mit dem Bus ist man in einer Viertelstunde mitten in der Stadt.

Engagiert sie sich selber in der Genossenschaft? Früher ja, da habe sie auch mal bei einem Zeitungsprojekt mitgearbeitet. Etwas zerknirscht gibt sie zu, dass sie es mit der Teilnahme an den Generalversammlungen nicht mehr so genau nimmt. Allerdings, gibt Alice Heri zu bedenken, könne man sich ja ganz unterschiedlich für ein gutes Zusammenleben engagieren. Das müsse nicht immer in einem Gremium sein. Sie besucht zum Beispiel seit kurzem regelmässig ein älteres Ehepaar. Die Frau war früher auch künstlerisch tätig und leidet heute an Alzheimer. Seit der Krankheit liege dieses Potenzial brach und sie versuche nun, mit ihr zusammen die gesunden Ressourcen zu aktivieren.

wohnenextra

Das Cello aus dem Milchladen

Er arbeitet in einem ehemaligen Milchladen und die Passanten schauen ihm dabei zu. Das stört den Kontrabass- und Cellobauer Martin Hillmann nicht. Der Familienvater schätzt es, dass er im Ladenlokal der Familienheim-Genossenschaft Zürich nur wenige Schritte von seinem Wohnort arbeiten kann.

Text: Daniel Krucker

Neben fast 2000 kleinen Reihenhäuschen führt die Familienheim-Genossenschaft Zürich am Fusse des Üetlibergs in ihrem Portefeuille rund 70 Räume als Läden, Ateliers, Werkstätten oder Bastelräume. In einem der Ladenlokale an der Schweighofstrasse hat sich vor zwei Jahren der Kontrabass- und Cellobauer Martin Hillmann eingerichtet. Und nur wenige Schritte von seinem Atelier entfernt wohnt er zusammen mit seiner Frau und den beiden Kindern in einem der eingeschossigen FGZ-Reihenhäuser. Der grosse Garten geht direkt ins Grüne über und bietet freien Blick auf den Zürcher Hausberg. Weil sich eine Rundumsanierung der Häuser nicht mehr lohnt, werden sie aber in absehbarer Zeit durch Neubauten ersetzt. Der Gedanke an einen Umzug klingt für Martin Hillmann nicht eben wie Musik in den Ohren, lässt ihn aber auch nicht besonders nervös werden. Er sei sich sicher, dass sich eine gute Lösung finden werde und ausserdem könne er sich schnell und gut an neue Situationen anpassen.

DAS PRIVILEG DER KURZEN WEGE

Das Handwerk lernte er während acht Jahren bei einem Geigenbauer in Diesbach, wo er in einer eigentlichen Künstlerkolonie lebte. Lange war er auf der Suche nach dem richtigen Beruf. Dass er Kontrabass- und Cellobauer geworden sei, sei «eher ein Zufall». Es hätte auch etwas ganz anderes sein können. Wichtig war Martin Hillmann eine Tätigkeit, die körperliche und geistige Arbeit gleichermaßen erfordert. Bis heute ist er dem Glarnerland verbunden geblieben, betreibt dort noch immer sein Atelier. Dies vor allem, weil es viel grösser ist als das Lokal in Zürich und somit Platz für sein Holzlager bietet. Als Streichinstrumentenbauer benötigt er vor allem Blätter von Fichte und Ahorn.



«Heute sehe ich natürlich die grossen Vorteile, die Wohnen und Arbeiten in unmittelbarer Nähe voneinander oder gar unter einem Dach bieten», sagt Martin Hillmann. Sein erstes Atelier in Zürich war in einer alten Villa am Zürichberg untergebracht. Damals waren die Arbeits- und Wohnwelt klar getrennt. Für viele Menschen sei es vielleicht wichtig, entweder hier oder dort zu sein. Dafür könne er heute bei Bedarf «einfach kurz rübergehen und danach wieder zurück ins Atelier». Das biete ihm viel mehr Flexibilität und sei gerade als Familienvater optimal. Sowohl seine Frau als auch er hätten durch diese Arbeitssituation Zeit und Lebensqualität gewonnen.

TAGESLICHT UND PASSANTENBLICKE

Tageslicht ist ein grosses Thema für die Arbeit von Martin Hillmann. In einem schummrigen oder vor allem mit künstlichem Licht erhellten Atelier wirklich gute Instrumente zu bauen wäre für ihn unmöglich, erzählt er. Das ist im FGZ-Atelier allerdings kein Problem: Einst als Ladenlokal konzipiert, in dem jahrelang ein Milch- und Lebensmittelladen untergebracht war, verfügt der knapp 40 Quadratmeter grosse Raum über ein grosszügiges Schaufenster. Im Quartier kennt man Martin Hill-

mann auch deshalb, weil er praktisch im Schaufenster arbeitet. Gleich davor ist die Bushaltestelle und die Passanten schauen beim Vorbeigehen gerne hinein oder klopfen an die Scheibe. Dass sein Atelier nicht zentral liegt, wo viele Menschen vorbeikommen, spielt keine grosse Rolle, denn in seinem Beruf ist man nicht wirklich auf Laufkundschaft angewiesen. Der Kontrabass ist bekanntlich kein Masseninstrument wie beispielsweise die Blockflöte. Pro Jahr baut der Kunstfreund lediglich ein bis zwei Bässe ganz neu. Das verwundert wenig, schliesslich liegen zwischen Auftragserteilung und Übergabe des Instruments etwa tausend Arbeitsstunden. Plötzlich fällt Martin Hillmann ein weiteres Plus seiner persönlichen Arbeits- und Wohnsituation ein: Durch die Nähe zum Wohnort ist es ihm eher möglich, seine Arbeitszeiten auch der Jahreszeit anzupassen. So kommt es im Sommer schon mal vor, dass er schon um fünf Uhr früh im Atelier ist und dafür die heissen Nachmittagsstunden im Garten verbringt. Dass er sein Atelier in einem Lokal einer Baugenossenschaft unterbringen kann, bedeutet für Martin Hillmann in erster Linie grosse Sicherheit: Bei Privaten wisse man nie, was mit der Liegenschaft passiere. *wohnenextra*

Foto: wohnen

«Für mich ist es ein Gewinn an Lebensqualität»

Thomas Stüssi ist Vollzeit-Hausmann. Haus- und Familienarbeit ist gesellschaftlich so wichtig, dass sie als Faktor wahrgenommen und honoriert werden muss, findet er. Er ist deshalb Mitbegründer und Vorstandsmitglied der Hausfrauen- und Hausmännergewerkschaft.



Interview: Bettina Büsser

Wohnen extra: Sie sind seit fünf Jahren Hausmann. Was bedeutet es, wenn die Wohnung gleichzeitig auch der Arbeitsort ist?

Thomas Stüssi: Positiv daran ist, dass ich keinen Arbeitsweg habe und alles beieinander liegt. Ich kann gleich loslegen. Auch gleich nach dem Aufstehen (lacht), denn dann muss ich meine elfjährige Tochter antreiben, damit sie vorwärts macht. Gleichzeitig hat diese Konstellation natürlich auch einen Pferdefuss: Wenn man nicht unbedingt muss, kommt

man nicht aus dem Haus. Als ich noch erwerbstätig war, gab es Beziehungen und Kontakte, die von selbst entstanden. Nun entstehen Aussenbeziehungen nur, wenn ich von mir aus aktiv werde. Tut man das nicht, besteht das Risiko der Vereinsamung.

Was haben Sie gegen eine mögliche Vereinsamung getan?

Ich habe von Anfang an meine nicht-geschäftlichen Aussenkontakte weiter gepflegt, bin

etwa weiterhin in der Feuerwehr aktiv. In meinem ersten Jahr als Hausmann ging ich übrigens einmal mit einigen Frauen «käftele», aber das ist nichts für mich. Nicht, weil ich es nicht gut finde – es ist ein wichtiger Teil des Hausfrau-Seins, sich zu treffen und sich auszutauschen – aber als einziger Mann in so einer «Käfel»-Gruppe habe ich eine seltsame Position. Was ich an der Arbeit als Hausmann oder Hausfrau schätze, ist, dass sie Raum lässt für ein Freiwilligen-Engagement, für wichtige gesellschaftliche Arbeit, die nicht bezahlt wird. Ich bin bei «männer.ch» aktiv, dem Dachverband der Schweizer Männer- und Väterorganisationen. Und ich bin Mitbegründer und Vorstandsmitglied der Hausfrauen- und Hausmännergewerkschaft, die seit Ende 2004 existiert.

Wie ist die Hausfrauen- und Hausmännergewerkschaft entstanden?

Aus einer Gruppe von Eltern, die hier in Dübendorf aktiv waren und unter anderem einen Werkraum und einen Spielplatz aufgebaut haben. Wir haben darüber diskutiert, dass wir eigentlich mehr wollen, haben über eine Elternpartei, ein Familienforum nachgedacht und schliesslich die Gewerkschaft gegründet. Denn es geht um die Arbeitsbedingungen von Hausfrauen und Hausmännern. Wir haben zwar keinen Vertragspartner, keinen Arbeitgeberverband, aber Haus- und Familienarbeit ist gesellschaftlich so wichtig, dass sie als Faktor wahrgenommen und honoriert werden muss. Wir sind noch eine relativ junge Gruppierung und daran interessiert, Mitglieder zu gewinnen. Im Moment sind es 200, aber je mehr Mitglieder wir haben, desto mehr Gewicht erhalten unsere Forderungen.

Was ist das Ziel der Gewerkschaft?

Grundsätzliches Ziel ist die Förderung der Lebensqualität in der Familie, und dazu gehören viele Elemente, vom gesellschaftlichen Ver-

ständnis bis zu Umweltbedingungen. Grundsätzlich geht es um die gesellschaftliche Anerkennung der Haus- und Familienarbeit als wichtige, vollwertige Arbeit. Und zwar unabhängig davon, wer sie ausübt – ob Frau oder Mann.

Wie beurteilen Sie das Image der Haus- und Familienarbeit?

Noch vor zwei, drei Jahren hatte ich den Eindruck, dass sie überhaupt nicht als vollwertige Arbeit anerkannt ist. Dass es in erster Linie darum geht, in der Wirtschaft tätig zu sein und die Familie quasi mit links zu erledigen. Das hat sich etwas korrigiert. Man merkt langsam, wie wichtig es ist, dass zum Beispiel die Väter in der Familie spürbar sind. Oder dass Mutter oder Vater da sind, wenn die Kinder nach Hause kommen.

In Ihren Statuten steht, dass die Gewerkschaft sich für die vermehrte Betreuung von Kleinkindern durch die Familie einsetzt, «im Wissen darum, dass nicht oder nur teilweise erwerbstätige Mütter und Väter ihren Kindern mehr geben können als voll berufstätige Eltern, deren Kinder fremdbetreut werden». Sind Sie gegen Fremdbetreuung?

Ich persönlich finde, dass die Betreuung durch die Familie in der Regel besser ist. Denn die Konstanz ist höher: Seit ich immer zuhause und für meine Tochter verfügbar bin, erfahre ich viel mehr von ihr als früher. Das ist für mich ein Privileg. Wäre sie in einer Krippe oder einem Hort untergebracht, wäre das weniger optimal für die Beziehungsarbeit. Aber wir sind auf keinen Fall gegen Fremdbetreuung. Es ist wichtig, dass es beides gibt und dass die Leute, die Krippenplätze anbieten, seriös ausgebildet sind und das entsprechende Fachwissen haben. Gerade Einzelkindern kann es nicht schaden, wenn sie sich ein, zwei Tage in der Woche in einer Gruppe bewegen. Es gibt auch Väter und Mütter, die definitiv nicht geeignet sind, um Kinder zu begleiten, es gibt Alleinerziehende, die einer Erwerbsarbeit nachgehen müssen. Und es gibt auch Paare, denen es unmöglich ist, nur von einem Einkommen zu leben.

Die Gewerkschaft fordert «der Erziehung von Kindern angemessene Wohn- und Arbeitsbedingungen, insbesondere mehr Möglichkeiten zur Teilzeitarbeit für Männer und Frauen» – das sind Forderungen, die auch die Wirtschaft betreffen.

Durch die Emanzipation der Frauen wurde die Forderung, dass Frauen erwerbstätig sein können, durchgesetzt, das war sicher wichtig. Aber dann stellt sich die Frage, wer denn die Kinder betreut. In der Zeit, in der die Frau einer Erwerbstätigkeit nachgeht, müsste der Mann zuhause sein. Doch das ist schwierig,

denn Teilzeitstellen für Männer gibt es noch viel zu wenige. Diese zu schaffen ist eine Aufgabe für die Wirtschaft, da ist ein grosser Nachholbedarf vorhanden. Übrigens las ich kürzlich in einem NZZ-Artikel, dass Väter bessere Manager sind: Ein Manager, der nur schon einen Tag pro Woche mit seinen Kindern zuhause verbringt, entscheidet viel langfristiger und zukunftsorientierter als einer, der nur den Job und die Wirtschaft sieht.

Sie setzen sich für eine stärkere Präsenz der Väter ein. Weshalb?

Ich habe den Eindruck, es wäre für Kinder und Jugendliche sehr wichtig, dass sie ihre Väter auch spüren, bei ihnen etwa sehen, wie man mit Aggressivität oder Unzufriedenheit umgehen kann. Davon würden alle profitieren, die Eltern, die Kinder und die Gesellschaft. Dazu kommt meine persönliche Erfahrung: Für mich war es wirklich ein Gewinn an Lebensqualität, dass ich Haus- und Familienarbeit habe übernehmen können.

Wie kam es konkret dazu?

Als unsere Tochter zur Welt kam, war ich mitten in meiner Zweitausbildung, und meine Frau hat ihre Erwerbsarbeit aufgegeben. Nach der Ausbildung habe ich eine Stelle als Jugendarbeiter angenommen und sie blieb mit dem Kind sechs Jahre lang zuhause. Aber eigentlich hatten wir schon immer die Idee, dass wir die Betreuungs- und Hausarbeit teilen wollen. Gleichzeitig war klar: Es wird schwierig, meinen Job als Jugendarbeiter und ihren Job als Oberstufenleiterin so aufzuteilen, dass alles klappt. Also haben wir beschlossen, das Ganze umzukehren. Denn ich wollte auch nicht einfach zwei Tage zu Hause sein und eine To-do-Liste abarbeiten. Jetzt bin ich wirklich Hausmann und für alles verantwortlich – dafür, dass das Essen auf dem Tisch steht, das Geschirr abgewaschen und die Wohnung sauber ist.

Ihre Tochter wird älter und braucht weniger Betreuungszeit. Werden Sie wieder in die Erwerbsarbeit einsteigen?

Das ist bereits geschehen. Meine Frau und ich haben letztes Jahr festgestellt, dass unsere Tochter selbständiger ist, mehr in der Schule oder unterwegs ist und dass so durchaus neue Freiräume entstehen. Ich habe eine 20-Prozent-Stelle im Kinder- und Jugendbereich der Stadt Dübendorf angenommen, die letzten Monat auf 30 Prozent aufgestockt worden ist. Ich kann dabei meine Arbeitszeit so flexibel gestalten, dass ich zum Beispiel trotzdem präsent bin, wenn meine Tochter zum Zvieri nach Hause kommt, bevor sie in die Mädchenriege geht. Längerfristig werde ich mein Pensum wahrscheinlich noch etwas aufstocken, während meine Frau ihre Erwerbsarbeit reduzieren wird. *wohnenextra*

Die Schicksale hinter den Menschen sehen

Hauswart Jörg Schilling, ist nichts Menschliches mehr fremd. 15 Jahre Einblicke in die Wohnungen anderer Leute und Schicksale haben ihn toleranter gemacht.

Text: Paula Lanfranchi

Am Telefon klang seine Stimme korrekt und leicht distanziert – so, wie man sich einen Hauswart eben vorstellt. Und nun steht einem dieser 105-Kilo-Mann gegenüber. Die langen Haare zusammengebunden, die Arme tätowiert, ein T-Shirt mit Harley-Motiv über dem muskulösen Oberkörper. «Mit meiner Erscheinung», sagt Hauswart Schilling lachend, «habe ich schon etliche Leute verunsichert.»

SCHON ALLES ERLEBT

Vor seinem Büro in der Nähe der Zürcher Weststrasse wälzt sich der Verkehr vorbei, drinnen im Korridor einer umfunktionierten Wohnung ist es still. Von zwei Fotoposters schauen einem Grizzly in die Augen, drei Meter hohe Gesellen. «Meine Brüder», wird Schilling später sagen. Im Büro herrscht schweizerische Ordentlichkeit. Er sei halt ein «Tüpfelschisser», sagt der gelernte Elektromonteur. 280 Mietparteien, verteilt auf sie-

ben Siedlungen in den Quartieren Wiedikon und Wollishofen sowie in Kilchberg, betreut er für die Allgemeine Baugenossenschaft Zürich (ABZ). In den günstigen Wohnungen leben viele alte Menschen und Ausländer, aber auch Studenten-WGs.

Fünfzehn Jahre schon ist Jörg Schilling Hauswart. Seine jetzige Stelle bei der ABZ hat er erst vor einem halben Jahr angetreten. Davor hat er so ziemlich alles erlebt, was einem Hauswart blühen kann: Behausungen, in denen er sich seinen Weg durch Abfallsäcke und Zeitungstapel bahnen musste. Und mehr als einmal lag ein Mieter tot in der Wohnung – Schilling wird diesen Geruch nie vergessen. Auch Überfälle auf die Mieterschaft habe es gegeben. Und Angriffe auf ihn selber. «Wenn einer einen Lebensfrust hat, und dann tropft auch noch der Wasserhahn, dann kommt der Hauswart als Sündenbock oft ganz gelegen.»

DER SCHEIN TRÜGT

Jörg Schilling spricht mit ruhiger Stimme. Er denkt oft lange nach, bevor er antwortet,

relativiert, schmunzelt auch mal. Er habe, erzählt er, in all den Jahren viel gelernt über den Umgang mit Menschen und Konflikten. Früher habe es oft Katz-und-Maus-Spiele mit Mietern gegeben, er habe nicht gewusst, was er in der Wohnung antreffen würde. Jetzt, bei der ABZ, ist Schilling glücklich. Er schätze den Respekt, den man hier der Mieterschaft entgegenbringe.

Zieht Hauswart Schilling eigentlich Rückschlüsse von der Wohnung auf die Bewohner? Er winkt ab. «Der Schein trügt oft.» Es gebe in den sieben Siedlungen die ganze Bandbreite von Wohnungen. Von den schön eingerichteten, sauberen, wo man sich fast automatisch Mühe gebe. Bis zum anderen Extrem, wo Backofen und Dampfzug derart von Fett starren, dass es einen Kurzschluss gibt. Dann sagt er jeweils: «Ich komme in einer halben Stunde wieder, wenn Sie geputzt und gelüftet haben!»

EINBLICK IN FREMDE SEELEN

Manchmal erhält Jörg Schilling nicht nur Einblicke in fremde Wohnungen, sondern auch in fremde Psychen. Etwa, wenn jemand nach einer Scheidung allein zurückbleibt und sein Elend von der Seele reden möchte. Dann setzt sich Schilling auch mal auf ein Käfelchen hin und hört zu. Aber er hat in all den Jahren auch gelernt, die Dinge nicht zu nahe an sich heranzulassen. Zum Beispiel bei so genannten Sozialfällen. Klar macht er sich als Hauswart so seine Gedanken, wenn es im Gang weder Garderobenständer noch Schuhschränkchen hat, sondern Chaos herrscht. «Aber», relativiert er, «es geht ja nicht um mich, sondern um den Mieter. Er muss sich in seinem Umfeld wohl fühlen.»

Allerdings sei das Zusammenleben in den letzten fünf, zehn Jahren schwieriger geworden, räumt Schilling ein. Besonders unter der Mieterschaft aus fremden Kulturen gebe es gewisse Leute, die sich immer mehr herausnehmen. Schon mehrmals sei es zu Vorfällen gekommen, bei denen er angepöbelt, beschimpft und bespuckt worden sei. Details mag er nicht erzählen, er möchte niemandem auf die Füße treten. Trotzdem: Wie geht man mit solchen Kränkungen um? Jörg Schilling meditiert und macht autogenes Training. Und da ist auch seine Affinität zu den Lakota-Indianern, die ihn adoptiert hätten: Mato gleska, gefleckter Bär, haben sie ihn getauft. Die indianische Kultur beeinflusse seine Lebenseinstellung: «Die Beziehung zu Mutter Erde und allem, was darauf lebt.» Dadurch gehe er anders an seinen Job heran, menschlicher vielleicht. Und die Einblicke in so viele fremde Wohnungen haben ihn gelehrt, auch das Schicksal hinter dem Menschen zu sehen. Ein Wunsch an die Mieterschaft? «Anstand und Respekt, das macht vieles leichter.»

wohnenextra



Foto: wohnen

Die Kunst der unaufdringlichen Präsenz

Beat Leemann, ist Teilzeit-Butler. Wenn er von seinem Beruf erzählt, stösst er oft auf ein gewisses Unverständnis. Aber auch auf viel Neid.



Text: Paula Lanfranconi

Der Mann ist ein Profi. Keine Namen von Auftraggebern! Aber eine kleine persönliche Homestory, das liege drin. Und nun steht man also vor dem weissen Flachdachhaus in einem kleinen Zürcher Unterländer Dorf. Und befindet sich plötzlich in einer ganz andern Welt. Ein jüngerer Mann im lindgrünen Hemd öffnet lächelnd die Haustüre und nimmt einem mit gekonnten Bewegungen die Jacke ab. Im Hintergrund perlt Klaviermusik, Parfümdüfte schweben durch die Räume. Goldene Budhas, goldgerahmte Spiegel, die Möbel Louis Seize, auf einem Salontisch der «Palm Beach Real Estate Guide».

Das also ist das Heim von Beat Leemann, Freelance-Butler. Heute hat er sich Anzug und Kravatte erspart. Überhaupt, sagt er zu Beginn des Gespräches, sei er ein untypischer Butler. Seine Haare sind etwas zu lang und seine geistige Haltung etwas zu wenig devot. «Ich gebe», sagt er, «meine Person in die Arbeit ein, es ist mir wichtig, dass mich die

Leute, mit denen ich zusammenarbeite, auf Augenhöhe wahrnehmen.»

VOM FLIGHT ATTENDANT ZUM BUTLER

Bis zum Grounding war Beat Leemann 14 Jahre Flight Attendant bei der Swissair. Nach dem letzten Flug nach Boston fehlte ihm das Reisen, und so sattelte er auf Teilzeitbutler um. Seither verbindet er seine Leidenschaft mit dem Gelderwerb. Seine Auftraggeber sind zwei reiche Familien. Keine Schweizer, so viel lässt er sich entlocken. Sie besitzen diverse Häuser. Grosse Häuser mit Personal, in Europa und in Südamerika. Leemann begleitet die Herrschaften während ihrer Ferien.

Er fliegt voraus, nimmt zwei Tage vorher das Haus in Empfang. Instruiert das lokale Personal über die Vorlieben der Herrschaft: Was essen sie gerne? Wie möchten sie ihr Bett gerichtet haben? Nichts Kompliziertes, eigentlich. Die Herrschaften wünschten «einfach ihre Distanz». In Südamerika, erzählt Leemann, seien die Angestellten jeweils verwundert, dass sie auch im Hause essen dürfen. Eine Putzfrau war sich gewohnt, ihr Mittagessen auf dem WC hinunterzuwürgen.

GERNE DIENEN

Seine Arbeit beginnt um sieben Uhr. Um neun pflegt die Herrschaft zu frühstücken. Danach begleitet der Butler seine Arbeitgeber durch den Tag. Chauffiert sie ins Fitnesszentrum, zum Strand, auf den Golfplatz, zum Abendessen. Immer in tollen Autos. Manchmal steht er auch in der Küche und bereitet schöne Salaten zu. Und sonst noch so dieses und jenes.

Er liest den Herrschaften die Wünsche von den Lippen ab, sorgt für eine entspannte Atmosphäre, pflegt die Kunst der unaufdringlichen Präsenz. Dienen Sie gerne, Herr Leemann? Die Antwort kommt so spontan wie selten sonst im Gespräch. «Ja, ich tue gerne etwas für Menschen!» Als Butler auf der materiellen Ebene. Doch Beat Leemann hat noch ein anderes Leben. Er ist, sagt er, hellsichtig und als medialer Berater tätig. Und da sei sein Dienen «eher feinstofflicher Art». Er bietet schamanistische Reisen an, Klangtherapien mit dem Chakraphon, Gespräche mit Seelen; die Einzelsitzung zu 90 Minuten für 100 Franken.

LUXUS OHNE NEID

Ein Faible für Extravagantes, erzählt der 39-Jährige, habe er schon als Junge gehabt, er sei nie mit der Masse gegangen: «Ich brauche Platz, muss Fülle haben und einen gewissen Luxus.» In seinen Ferien leistet er sich Fünfsternehotels, manchmal eine Suite in einem Schloss. Er fliegt Business Class, fährt schöne Wagen. Kann man denn reich werden als Butler? Beat Leemann lächelt. Sagt, auf Freelance-Basis sei diese Tätigkeit gut bezahlt. Details mag er nicht nennen, gibt aber zu bedenken, dass es kein leicht verdientes Geld sei. Dass er bis zu 16 Stunden präsent sein müsse, wenn Gäste da seien. Dass er sich schlechte Laune nicht leisten könne und auch keinen Dreizehnten habe.

Wenn Beat Leemann in der Schweiz erzählt, dass er Butler sei, reagieren die Leute oft mit einem gewissen Unverständnis. Noch stärker spürt er aber einen gewissen Neid. Wie hält er es eigentlich selber mit der Begehrlichkeit? Klar, wenn er in Thailand ein tolles Ferienhaus für zehn Millionen sähe und sagen könnte: Komm, das kaufen wir doch einfach, dann wäre das schon schön. «Aber Neid?» Nein, Neid würde er das nicht nennen.

Am liebsten würde Beat Leemann fest für eine Familie arbeiten, die ihn schätzt und an ihrem Luxus teilhaben lässt. Einfach so, dass Geld kein Thema ist. Und diesen Markt gebe es schon bald. In den nächsten zehn Jahren würden riesige Vermögen vererbt. «Dann wird es mehr reiche Leute geben, die sich eine Art Privatsekretär leisten werden.»

wohnenextra

Zurück in der Genossenschaft

Grünes Schwamendingen: satte Rasenflächen, blühende Büsche, gepflegte Hauseingänge. Jugendliche kommen aus der benachbarten Schule, ältere Leute schauen aus dem Fenster und halten einen Schwatz. Die Geschäftsstelle der Baugenossenschaft Milchbuck, die letztes Jahr ihr 60-jähriges Bestehen gefeiert hat, liegt in einer BGM-Siedlung aus den frühen Fünfzigerjahren. Sechs Personen arbeiten in der Administration – ein kleines Team für die relativ grosse Baugenossenschaft mit ihren 1053 Wohnungen in Zürich-Nord, in Birmensdorf und Niederhasli.

IMMOBILIEN ALS BERUFSZIEL

Vor neun Jahren hat Stefan Greber bei der BGM seine kaufmännische Lehre angetreten und ist nach Lehrabschluss und Rekrutenschule zurückgekehrt. Berufsbegleitend bildete er sich zuerst zum Immobilienverwalter/Immobilienbewirtschafter mit eidgenössischem Fachausweis weiter. Dieses Jahr hat der 24-Jährige bereits eine nächste Weiterbildung als Immobilienbewerter begonnen. Fernziel ist das Diplom des Immobilienreuthändlers. Grosszügig sei seine Arbeitgeberin, sagt er, die Kosten für die Kurse, die an Freitagen und Samstagen stattfinden, übernimmt die Genossenschaft.

Stefan Greber ist in der Administration der Genossenschaft tätig, bearbeitet Debitoren und Kreditoren und hält die Homepage der Genossenschaft à jour. Wie viele Wohnbaugenossenschaften führt die BGM keine Wartelisten mehr, sondern schreibt die Wohnungen im Internet aus. Auf die Wohnbaupolitik und das ökologische Engagement der Genossenschaft ist Stefan Greber stolz: Bei Renovationsvorhaben in den Siedlungen wird auf natürliche Materialien geachtet, in zwei Siedlungen wurde eine Holzschnitzelheizung eingebaut und auf den Dächern sind Sonnenkollektoren montiert, die für die Vorwärmung des Brauchwarmwasser eingesetzt werden. Der Immobilienfachmann erinnert sich, wie Bundesrätin Micheline Calmy-Rey der BGM dafür den Schweizer Solarpreis 2003 überreichte.

MANGELNDE SORGFALT ÄRGERT

Rund 130 Wechsel gibt es bei der Baugenossenschaft Milchbuck pro Jahr, im Durchschnitt zehn bis fünfzehn Wohnungsabnahmen monatlich. Stefan Greber sagt: «Das ist für mich unterdessen Routine geworden; gut bewährt hat es sich, den Zustand der Wohnungen fotografisch festzuhalten. Schwierige Situationen erleben wir eher selten. Aber es kommt

«Wie in einem Dorf» fühlt sich Stefan Greber manchmal auf dem Weg durch die Siedlungen der Baugenossenschaft Milchbuck (BGM) in Schwamendingen. In der Verwaltung ist er zuständig für die Administration rund um die Vermietungen und absolviert zurzeit eine Weiterbildung als Immobilienbewerter.

Text: Charlotte Spindler

vor, dass Mieterinnen oder Mieter nachlässig mit den Einrichtungen umgehen oder die Anleitungen, etwa für die Pflege eines selbstreinigenden Backofens, gar nicht verstehen.» Selber sei er vielleicht etwas heikel, lacht er und gibt zu, dass ihn mangelnde Sorgfalt manchmal schon ärgere.

Die BGM hat im Laufe der letzten Jahre ihren Wohnungsbestand kontinuierlich erneuert – und dabei die Mietzinse nicht erhöht. Zum ersten Mal plant die Genossenschaft jetzt eine Siedlung mit Eigentumswohnungen in Bülach. Dies aus finanziellen Erwägungen: Durch deren Verkauf kann die Genossenschaft ihre Wohnungen weiterhin preisgünstig vermieten. Schliesslich ist es heute wie vor 60 Jahren das Ziel, erschwinglichen Wohnraum für jene Menschen bereitzustellen, die nicht so viel verdienen. Dass die Ansprüche bezüglich Wohnflächen und Komfort gestiegen sind und deshalb gerade in Schwamendingen die günstigen Wohnungen nicht mehr so ohne weiteres vermietbar sind, gehört zu den Er-

fahrungen, die die BGM mit anderen Baugenossenschaften teilt: Wo früher Familien mit mehreren Kindern lebten, ziehen heute oft Studierende ein.

BACK TO THE ROOTS

Stefan Greber ist selber in einer Siedlung der Baugenossenschaft Milchbuck in Birmensdorf (ZH) aufgewachsen. An seine Kindheit erinnert er sich gerne: «In unserer Siedlung wohnten viele Familien; wir Kinder spielten immer draussen, und wir hatten ein gutes Zusammengehörigkeitsgefühl.» Er lebt auch heute gerne in einer Genossenschaft. Dass sich viele Familien so sehnlich eine Eigentumswohnung wünschen und sich dafür unter Umständen für Jahre in finanzielle Zwänge begeben, wundert ihn manchmal. Und sein eigener Traum vom Wohnen? «Ein älteres Einfamilienhaus auf dem Land, wo sich bestehende Bausubstanz mit neuen Elementen verbinden liesse.» Aber dies erst später.

wohnenextra





Stubenhund und Werkstattkater

In Barbara Künzlis Atelier ist jede Ecke genutzt: Rollen mit Vorhangsstoffen, schwere Musterbücher, Bänder und Kordeln, Schubladen voll Stoffresten, säuberlich geordnet das Werkzeug an der Wand. Die Innendekorateurin polstert Sofas, frischt alte Sessel auf, näht Vorhänge und hat ein gutes Gespür für die Wohnwünsche ihrer Kundschaft.

Text: Charlotte Spindler

Auf dem Arbeitstisch steht ein langes, schmales, lehnloses Bänklein. Barbara Künzli, Polsternägel zwischen den Zähnen, Bleistift hinters Ohr geklemmt, ist eben daran, einen bunten, etwas orientalisch gemusterten Stoff über der Sitzfläche zu befestigen. «Das ist ein Stubenhund», erklärt sie, «ein Möbel aus der Biedermeierzeit.» Das Bänklein muss noch diese Woche fertig bezogen sein und geliefert werden. Einmal wöchentlich fährt die Innendekorateurin zu ihren Kundinnen und Kunden, berät sie bei Einrichtungsfragen, holt Möbelstücke zum Polstern und Beziehen ab und bringt die fertigen Stücke zurück zu ihren Besitzern. Werbung macht sie keine, die Aufträge kommen über Mundpropaganda herein.

POLSTERMÖBEL STATT HÜTE

Seit 16 Jahren hat die gebürtige Thurgauerin ihre Werkstatt im Zürcher Kreis 4, in einem niedrigen Gewerbebau in einem Quartiersträsschen. Mit ihrem Vermieter, einem Spengler, der gleich nebenan arbeitet, hat sie Glück gehabt: Wenn sie kurzfristig Lagerfläche für eine ganze Polstergruppe braucht,

hilft er aus; dafür übernimmt sie vielleicht eine Näharbeit für ihn. Ist ein Möbelstück so schwer, dass sie es allein nicht bewegen kann, holt sie sich auch mal Hilfe von Passanten. Im Kreis 4 ist das alles nicht so kompliziert. Die Ladentür geht auf, eine ältere Frau tritt ein: Angela, eine Nachbarin, mit der Barbara Künzli italienisch spricht und der sie oft beim amtlichem Papierkram hilft. Sie möchte wissen, wie sie eine Umzugsanzeige per Post verschicken kann. Auf einem Stapel Polsterkissen liegt ein schwarzweisser Kater, der kurz aufschaut und sich dann zufrieden wieder zusammenrollt. «Er wohnt in der Werkstatt und hat das Glück, immer auf anderen Kissen zu schlafen», lacht Barbara Künzli. Während sie Tee aufgiesst und schöne alte Porzellantassen auf das Tischlein am Fenster stellt, erzählt sie von ihrem Werdegang. «Nach der Schule wollte ich auf jeden Fall eine handwerkliche Ausbildung machen; mir schwebte eigentlich der Beruf der Hutmacherin vor, aber mein Vater gab zu bedenken, dass ja immer weniger Leute Hüte tragen. Deshalb entschloss ich mich für eine Lehre als Innendekorateurin. Die Ausbildung dauert vier Jahre, und man lernt ganz verschiedene Tätigkeiten – Polstermöbel restaurieren, Vor-

hänge nähen und montieren, Böden legen, Wandverspannungen anbringen, an denen textile Behänge befestigt werden können und anderes.» Nach der Lehre kam Barbara Künzli nach Zürich, fand eine Stelle als Innendekorateurin beim Nobelhotel «Baur au Lac», wo sie allerdings nicht sehr lange blieb: «In den Zwischengeschossen, wo das Personal zirkulierte, kam ich mir vor wie eine Maus im Käfig.» Auf einer Zugfahrt lernte sie ganz zufällig einen alten Polstermeister kennen, der sie unbedingt zur Nachfolgerin machen wollte und ihr seine Werkstatt samt Zubehör weit unter dem Wert überliess. So landete Barbara Künzli, ehe sie sich versah, in der Selbständigkeit.

Foto: Ursula Markus

FARBEN GEBEN WÄRME

Zu ihren Auftraggebern gehören einerseits Privatpersonen, andererseits aber auch Restaurants und Hotels, zum Beispiel das vor kurzem eröffnete Hotel «Rothaus» im Kreis 4 mit 43 neu eingerichteten Zimmern. Barbara Künzli liebt Farben und natürliche Materialien; auch für einen schlichten weissen Baumwollvorhang kann sie sich begeistern. «Die Neubauwohnungen, in denen ich häufig zu tun habe, sind alle etwas kalt in der Ausstattung; dunkle Böden, weisse Wände, viel Glas, grosse Fensterfronten. Manche Leute fühlen sich in einer solchen Umgebung nicht wohl. Mit einem kräftig farbigen Vorhang, einem entsprechend bezogenen Polstermöbel oder nur schon ein paar bunten Sofakissen kommt Wärme in die Räume», erklärt sie, die selber in der Altstadt wohnt. Heute sei bei vielen Menschen der Wunsch nach individuellem Wohnen sehr stark, aber mit der Einrichtung erzielen sie genau die gegenteilige Wirkung – viele Wohnungen sehen sich zum Verwechseln ähnlich. «Ich denke, dahinter versteckt sich Unsicherheit und manchmal auch Unzufriedenheit. Diese äussert sich vor allem dann, wenn die Wohnung immer wieder neu möbliert wird.»

wohnenextra



Das bisschen Haushalt . . .

Sie arbeiten bis zu 70 Stunden pro Woche, und das ohne freie Wochenenden und Ferien: Mütter mit Kleinkindern. Die Haus- und Familienarbeit ist in Schweizer Haushalten nach wie vor ungerecht verteilt.

Text: Rebecca Omoregie

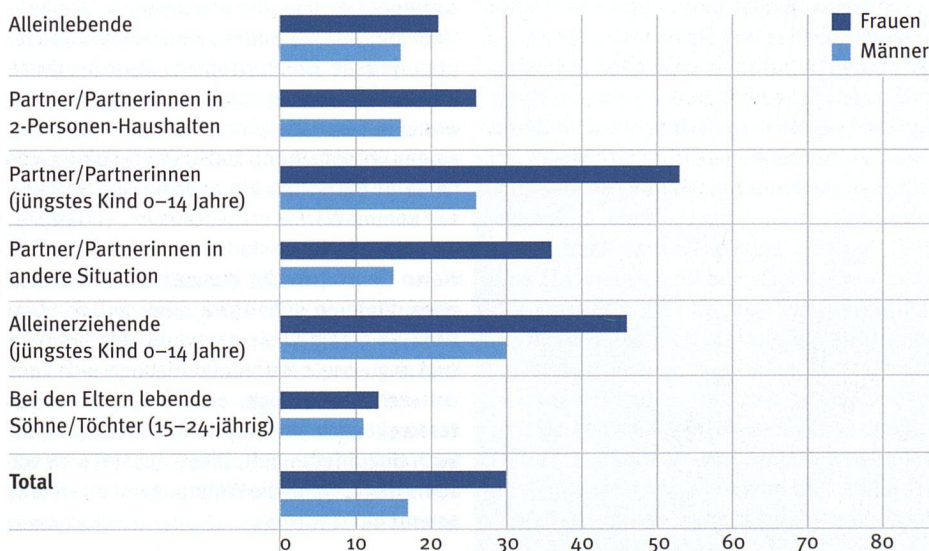
Schlechte Nachrichten für Frauen: Hausmänner, wie sie in diesem *wohnen* extra zu Wort kommen, sind leider eine Seltenheit. Noch immer ist die Mehrheit der Schweizer Männer voll berufstätig – und beteiligt sich entsprechend wenig an der Haus- und Familienarbeit. Diese bleibt grösstenteils an den Frauen hängen: Statistiken* zeigen, dass sie zuhause fast doppelt so viel übernehmen wie die Männer, nämlich im Durchschnitt 30 Stunden pro Woche, gegenüber 17 Stunden bei ihren Partnern. Dies gilt sogar für erwerbstätige Paare ohne Kinder, wenn hier auch die Diskrepanz kleiner ist: Berufstätige Frauen in Paarbeziehungen leisten durchschnittlich 19 Stunden Hausarbeit pro Woche. Männer in derselben Situation kommen im Schnitt auf etwas mehr als 13 Stunden.

ARBEITSPENSUM VON TOPMANAGERN

Am grössten ist die Belastung von Frauen mit kleinen Kindern. Zwar hat sich das gesellschaftliche Gleichgewicht in den letzten Jahren verändert. Heute sind fast zwei Drittel der Frauen mit Kindern im Vorschulalter erwerbstätig. Doch oft handelt es sich dabei nur um geringfügige Arbeitspensum von wenigen Wochenstunden. Gleichzeitig zeigen Langzeitvergleiche, dass trotz steigender Erwerbstätigkeit der Frauen die Männer im Haushalt in den letzten zwei Jahrzehnten nur unwesentlich mehr Arbeit übernommen haben. Mütter – ob erwerbstätig oder nicht – leisten im Durchschnitt 53 Stunden Haus- und Familienarbeit pro Woche, die Väter dagegen 26 Stunden. Mit Kleinkindern unter zwei Jahren und bei drei und mehr Kindern steigt

DURCHSCHNITTLICHER ZEITAUFWAND FÜR HAUS- UND FAMILIENARBEITEN 2004

Nach Familiensituation, in Stunden pro Woche



* Quelle: Schweizer Arbeitskräfteerhebung (SAKE) 2004, Bundesamt für Statistik

TIPPS FÜR MEHR ZEIT

Nach Büroschluss einkaufen, kochen, Kinder versorgen, und abends türmen sich noch Wäscheberge und unerledigte Post? Nicht verzweifeln: Wer Prioritäten setzt und seine Arbeiten möglichst effizient (aber nicht unbedingt immer perfekt) organisiert, gewinnt mehr Zeit für sich.

Notizen machen: Pendenzen und Termine der Woche notieren.

Projekte schaffen: Die Aufgaben in Tage einteilen und sich dann auch daran halten.

Konsequent sein: Sich von den vorgenommenen Aufgaben möglichst nicht ablenken lassen, das Telefon lieber einmal klingeln lassen.

Realistische Zeitziele setzen: Sich nicht zu viel vornehmen, besser gezielte kleine Arbeitsschritte planen, zum Beispiel heute die Schubladen räumen und morgen die Regale. Sonst läuft man Gefahr, alles anzufangen und nichts zu Ende zu bringen.

Prioritäten setzen: Die Bluse für den Geschäftstermin muss gebügelt sein, die Bettwäsche kann warten.

Arbeit erleichtern: Geeignete Arbeitsmittel (z.B. für Reinigung) beschaffen und immer am selben Ort aufbewahren.

Delegieren: Den Einkauf kann auch einmal der berufstätige Partner auf dem Heimweg erledigen. Und: Schon ab dem Kindergartenalter können Kinder kleine «Ämtli» übernehmen.

Loben: Wer Arbeiten delegiert, muss dann auch damit zufrieden sein, wie sie erledigt werden und den Einsatz entsprechend loben.

Entrümpeln: Jeder Gegenstand, auch wenn er nicht gebraucht wird, verursacht Arbeit, muss hin- und hergeräumt oder durchgesehen werden. Deshalb: einmal im Jahr Schränke, Keller usw. ausmisten.

Ordnung halten: Möglichst alles immer an seinen Platz zurückstellen. So vermeidet man grössere «Baustellen» und ist ausserdem Vorbild für andere Familienmitglieder.

die Belastung bis gegen 70 Wochenstunden an. Erstaunlicherweise sinkt dafür der Beitrag der Männer mit steigender Kinderzahl.

Auch die Aufteilung der einzelnen Arbeitsbereiche bestätigt bekannte Klischees: Die Männer beteiligen sich am ehesten beim Kochen, bei der Gartenarbeit oder spielen mit den Kindern beziehungsweise machen mit ihnen Hausaufgaben. Am geringsten ist ihr Einsatz beim Waschen und Bügeln. Neben der Kinderbetreuung verwenden die Frauen die meiste Zeit auf das Zubereiten von Mahlzeiten, auf Putzen und Aufräumen. Weniger als die Männer engagieren sie sich einzig bei handwerklichen und administrativen Arbeiten.

wohnenextra

Mein eigener Chef

Journalist und Hausmann Bänz Friedli* findet es wunderbar, zuhause zu arbeiten. Jedenfalls meistens . . .



Text: Bänz Friedli

Trinke ich jetzt noch den Frühstückstee oder arbeite ich schon? Die Kinder zu wecken, sie in der Kleiderwahl zu beraten – «Vati, ist heut kurz- oder langärmeliges Wetter? Vati, sag, warum nicht kurzärmelig? Sag!» –, ihnen Frühstück zu bereiten und Znüni einzupacken, sie vom Lego-U-Boot wegzulotsen und sie schliesslich zu ermahnen, das Turnsäcklein mitzunehmen, war anstrengend. «Vergiss nicht: Neunmal neun gibt einundachtzig», hab ich der Tochter noch nachgerufen, «tschüh-üüüß, bis am Mittag!» Jetzt sind sie auf der Piste. 08.16 Uhr, meine Zeit beginnt. Doch es ist, wenn man sein eigener Chef ist, ein bisschen schwierig, den Arbeitsbeginn festzulegen, vor allem, wenn man in zweierlei Hinsicht sein eigener Chef ist.

Chef eins sagt: Haushalt besorgen! Betten auslüften, Badezimmer putzen, Menüplan aufstellen, einkaufen! Chef zwei sagt: Laptop

aufstarten, endlich den Text fürs *wohnen* fertigstellen! Beide Chefs können mich mal. Jetzt lese ich erst mal Zeitung.

Das tun die Berufskollegen in ihren Büros jetzt auch, falls sie dort überhaupt schon eingetrudelt sind. Sie schlurfen zum Kaffeeautomaten, blättern, dösen. Den Redaktionsalltag kenne ich aus der Zeit, bevor ich meine feste Anstellung aufgab. Dann machen die Bürotypen eine erste Rauchpause. «Hast du gesehen, diese absurde Story im «Blick»? Müssen wir den Mist aufgreifen?» Sie tratschen und klatschen ein bisschen, verschanzen sich dann hinter dem Pendenzenberg an ihrem Schreibtisch, rufen ihren Zahnarzt an, googeln nach Wohnungen in der Toskana für die Herbstferien, mailen ihrem Schatz: «Bei dir auch so öd? Hier tote Hose. Wär doch schon Feierabend!» Und alles, was sie tun, ist Arbeit. Sie werden ja bezahlt dafür.

Hier läuft anders. Ich wische grad mit einem Mikrofasertuch die Fingerabdrücke der Kinder vom Spiegelschrank im Flur, weil der Haus-

mann in mir mich angewiesen hat, bis neun Uhr das Gröbste zu erledigen. Doch der freischaffende Autor drängt mich, die Schreibarbeit aufzunehmen. Hab ja nur bis halb zwölf Zeit, dann sollte ich rasch einkaufen und kochen. Denn kurz nach Mittag knallen die Kinder ihren Thek in die eine und die Klettverschlusschuhe in eine andere Ecke und krakelen: «Hab uuu mega Hunger! Was gibts?»

Und natürlich ruft just dann, um acht nach zwölf, ein Auftraggeber an (meist einer der Typen, die den halben Morgen mit ihren Zahnärzten telefoniert, Zeitung gelesen und ihren Liebsten Säuselmails gemailt haben, und jetzt wollen sie vor der Mittagspause noch rasch etwas tun), ich sitze mit den Kindern gerade bei Tisch – und stehe blöd da. «Was «ungünstige Zeit»?!», bellt der Bürotyp in den Hörer, «der Auftrag eilt im Fall.»

Item. Ich finde es wunderbar, zuhause zu arbeiten. Eine Buntwäsche dauert eine Stunde und fünf Minuten, das ist genau der Rhythmus, den ich ohnehin benötige. Während ich die nasse Wäsche aufhänge, nehme ich Abstand vom entstehenden Text, lüfte ich meinen Kopf aus. In der Waschküche treffe ich Nachbarin Aurelia. Sie arbeitet auch zuhause und fragt, ob ich nicht heut Nachmittag ihren kleinen Sohn hüten könnte, ihr habe es noch zwei Patienten für die Kraniosacraltherapie reingeschneit. Ich sage: «Klar, mach ich!» und denke: «Mist, wollte eigentlich sie fragen, ob sie ein, zwei Stündchen zu meinen Kleinen schauen könnte – sollte doch noch den Text fürs *wohnen* fertig schreiben . . .»

Daheim arbeiten bringt dennoch fast nur Vorteile. Selbstbestimmung, kein Pendeln in überfüllten Vorortszügen voller übelriechender Griesgrame, keine tote Zeit, kein Dresscode. Ist, was ich trage, ein Pyjama, ein Homedress oder ein legeres Sommertenü? Egal. Hab zwar im Untergeschoss ein Büro eingerichtet, unsere Genossenschaft hat das schlaue gebaut: Wohnungen, Ateliers, Büro- und Bastelräume, alles unter einem Dach. Trotzdem halte ich mich meist nicht daran, nur drunten zu arbeiten, denn ich könnte doch schon mal die Apfelwähe in den Ofen schieben und am Küchentisch noch hurtig ein paar Mails erledigen . . . Darunter sind, zugegeben, auch Klatsch-, Tratsch- und Blödel-mails an Kollegen – man will ja nicht ganz vereinsamen.

Gegen Abend ein Anruf. Der Redaktor von DRS1 will meine «Zytlupe» für den Samstag besprechen. Habe ihm mein Manuskript an seine Privatadresse gemailt. Sein kleiner Sohn stört. «Ha!», denke ich, «Bei mir alles ruhig – der Mann hat sein Kind nicht im Griff. Kommt halt davon, wenn man Wohnen und Arbeiten vermischt.» Schon tönts aus unserem Badezimmer: «Vati, Fu-di-pu-tzääää!»

Wo war ich stehengeblieben? Ach ja, ich wollte Ihnen die Vorzüge des daheim Arbeitens erläutern.

wohnenextra

*Bänz Friedli, 42, wohnt und arbeitet in Zürich in der Siedlung Hagenbuchrain der Genossenschaft Sonnengarten. Er ist Hausmann und freier Autor, unter anderem für «Migros-Magazin», «Das Magazin», «Rolling Stone» und Radio DRS.

